

## **John Berger**

*von Michael Kleeborg*

Ein Schriftsteller, der von vielen Menschen gelesen werden will, tut gut daran, sich in seinem Werk auf eine überschaubare Menge von Themen und Motiven zu beschränken und für eine gewisse stilistische Wiedererkennbarkeit zu sorgen.

Wer sich für zu viele Dinge interessiert und begeistert, wer seinem Ingenium gar über die Genrengrenzen hinweg folgt, wer auf vielen Feldern zu Hause ist, der riskiert, sein Publikum unterwegs zu verlieren.

Der beste Beweis für diese These ist Goethe, dem die Massen der Zeitgenossen, die sich für den „Werther“ begeistert hatten, im Laufe der Jahre und Jahrzehnte auf seinem Weg zwischen Prosa und Drama, Lyrik, Farbenlehre und Gesteinskunde irgendwann abhanden kamen. Sein bahnbrechender Gedichtband, der „Westöstliche Divan“ konnte samt dem anhängenden Erläuterungsapparat noch bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, also mehr als hundert Jahre nach dem Erscheinen, antiquarisch in der Erstauflage erstanden werden. Erst die Nachwelt holte Goethe ein, der einfach zu schnell unterwegs war für die Mitwelt und auf zu vielen reizvollen Hochzeiten tanzte.

Aber nicht von Goethe soll hier die Rede sein, sondern von einem anderen, einem zeitgenössischen Künstler, der immer einmal wieder entdeckt wird, immer einmal wieder von der Kritik mit Lob überschüttet, um dann erneut und höchst ungerechterweise in ein halbes Vergessen zu fallen.

Ich spreche von dem Engländer John Berger, der nun auch schon – du lieber Gott – die achtzig überschritten hat. Als was soll man ihn bezeichnen? Als Kunstkritiker, Kulturhistoriker, Romancier? Ist er Novellist, Essayist, Lyriker? Oder doch eher Drehbuchautor, und war er nicht anfangs sogar Maler? Er ist dies alles zusammen, und weil er auf ziemlich frappierende Weise manchmal auch mehreres in einem einzigen Buch ist, ist er ein Geheimtipp geblieben. Hierzulande, aber obwohl er schon 1972 den Booker-Preis erhielt genauso in England, woher er stammt, oder in seiner französischen Wahlheimat, wo er seit mehr als 30 Jahren in einem savoyischen Bergdorf lebt. Eine überschaubare Gemeinde von Fans interessiert sich für alles von ihm, da sie weiß, daß er zu vielem unvergleichliches und unvergleichlich exaktes und originelles zu sagen hat, aber der sogenannte Durchbruch bleibt aus.

Ich habe John Berger durch seine Biografie Picassos kennengelernt, in der er, von einer dezidiert marxistischen Position aus, die sein Frühwerk kennzeichnet, Sinn und Bedeutung eines Teils vom Oeuvre des großen Malers mit schmerzhaft überzeugenden Argumenten in Frage stellte.

Bis heute begeistert und belehrt bin ich vom zweiten Buch Bergers, das ich zu Gesicht bekam, dem grandiosen „About Looking“. Mit einem bohrenden Drang, Dinge zu verstehen, die obenhin betrachtet uns als Selbstverständlichkeiten erscheinen, über die das Nachdenken kaum lohnt, mit einer an Benjamin geschulten Schärfe der Analyse, schreibt Berger hier über das Sehen, den Blick, den Menschen auf Tiere werfen und umgekehrt, die Trauer und Würde der Tiere, über die Fotografie, Gemälde – eines jener raren Werke, nach deren Lektüre man das Gefühl hat, intelligenter geworden zu sein.

Und dann kam „Sauerde“. Eine vollkommen neuartige Sammlung aus Erzählungen, Essays, Beschreibungen und Gedichten über das Landleben heute, angekündigt als erster Teil einer Trilogie über das Verschwinden der ruralen Lebensformen mit dem Titel „In ihre Arbeit“. „Sauerde“ war eine Art Durchbruch für Berger in Deutschland, ebenso der einige Jahre später nachfolgende zweite Band „Once in Europa“ mit Liebesgeschichten aus demselben Milieu. Dort wurde als Abschluß der Trilogie ein Buch angekündigt, das die Geschichte von Bauern erzählen werde, „die ihr Dorf verlassen, um sich auf Dauer in einer Metropole niederzulassen“.

Auf diesen Roman, der dann unter dem Titel „Lilac and Flag“, zu deutsch „Flieder und Flagge“ erschien, war ich extrem gespannt, und als ich zu lesen begann, war ich extrem enttäuscht. Ich hatte etwas realistisches in der Nachfolge der beiden vorangegangenen Bände erwartet und nicht damit gerechnet, daß der proteische Berger auch diese Erwartungshaltung wieder einmal unterlaufen würde.

Was er nämlich in „Flieder und Flagge“ erzählt, ist eine romantische Liebesgeschichte zwischen zwei hoffnungslosen jugendlichen Migranten, und was er beschreibt, eine völlig synthetische Megalopole, Troja genannt, eine Mischung aus allen kaputten Großstädten, deren Aussehen, soziologische Zusammensetzung und ökonomische Ströme in den letzten Jahrzehnten in rasantem, dramatischem Wandel begriffen sind.

Zsuzsa und Sucus begegnen sich vor dem Gefängnis, wo sie ihren einsitzenden Onkel besucht und er den Freigelassenen Kaffee verkauft. Sie flirten, verlieben sich und beschließen, sich gemeinsam durch dieses Leben voll Gelegenheitsarbeiten, Schmuggel, Prostitution, Prekarität, kleiner Gaunereien und noch kleinerer Freuden zu schlagen. Am Ende schickt Berger, der für diesen Roman in die Haut einer alten Frau vom Lande schlüpft, die die Geschichte erzählt – einziger Bezug zu den vorhergehenden Bänden – seine Gestalten auf ein Totenschiff, als ertrage er die Realität nicht mehr und müsse sie ins Märchenhafte hinüberretten.

Es war ein verstörendes Buch damals bei der ersten Lektüre, und das ist es geblieben. Eine Mischung aus Romeo und Julia in Gotham City und Alptraum eines Soziologen, und als Leser weiß man nie, woran man gerade ist.

Ich mußte ein paar der Monsterstädte dieser Welt besuchen, Neapel und Chicago, Kairo und New York, um nach Jahren plötzlich wieder an diesen Roman erinnert zu werden und seine wahre Bedeutung zu erkennen.

Es ist nämlich ein visionäres Werk über eines der bittersten, explosivsten Phänomene, die unsere Gesellschaften in diesem Jahrhundert radikal umwälzen werden: den Migrantstrom, der weltumspannend die Hunger- und Chaoszentren dieser Erde verläßt, den vermeintlichen Verheißungen der Fleischtöpfe und der Finanz- und Luxusquellen des Okzidents entgegen, aber auch innerhalb der Herkunftsländer die rurale Welt flieht und in die irrwitzigen, anarchischen Science-Fiction-Riesenstädte zu gelangen sucht, in der oft genug vergeblichen Hoffnung auf ein besseres Leben.

Zsusza und Sucus sind zwei solche kleinen Fische, die der McKinseyisierung der Welt zum Opfer fallen, die im Menschenbild der Planer und Macher überhaupt nicht mehr vorkommen.

In einem Interview wurde John Berger gefragt, ob er mit seinem Roman diesen Menschen ihre Würde zurückgebe. „Nein“, widersprach er, „ich wollte zeigen, daß sie eine haben.“

© Michael Kleeberg